Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 12

Artikel: Kar der Grosse und die Musen
Autor: Honig, Kilian
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637175

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Noch manches wäre zu erzählen über unsern Käfigturm, vieles wäre aus den Chroniken auszugraben, die uns unsere Ahnen überlassen haben, über Dinge, die sich im Schatten dieses Baues abspielten. Seine Mauern haben manchen harmlosen Vagabunden, manchen unschuldigen Pechvogel, aber auch manchen gefährlichen Verbrecher beherbergt. Heute jedoch hat der Turm seine einstige Bedeutung verloren. Er musste es sich gefallen lassen, dass man das Tram unter ihm durchfahren liess, dass die Gefängnisse aufgehoben und zu Archivsälen umgewandelt wurden und anderes mehr. Seine äussere Form aber hat er erhalten, noch immer steht er da, stolz wie in früheren Zeiten, treu und wachsam und gereicht der Stadt zur Zierde.

(Geschichtliches, entnommen einem Aufsatz von alt Staatsarchivar G. Kurz, aus dem „Kleinen Bund" vom 2. April 1933.)

Karl der Grosse und die Musen

Von KILIAN HONIG

Karl der Grosse hatte seinen Namen darum erhalten, weil er, wie er selber ohne falsche Bescheidenheit anerkannte, Grosses, ja Ausserordentliches leistete.

Er war von Beruf Leiter der Bankfiliale in Weidenbach, und nicht ein jeder Dreissigjährige bringt es so weit. Das ist jedoch noch lange nicht alles! Er steckte seine kurze englische Pfeife in den Mund, zog ein Beret basque über seinen wilden Haarschopf, stellte sich vor eine alte Mühle, Sonnenblume oder einen Waldzipfel und ölmalte. Er sass in den Salons an den Flügel und sang wie ein Benjamino Gigli die „Uhr" von Löwe, oder sonst etwas aus einem Repertoir, das den Damen wohlgefiel und auch manchen Herren im Herzgrübchen kitzelte. Man konnte ihn bei seiner Mutter, wo er wohnte, im Hinterhaus in einer als Atelier umgewandelten Bodenkammer antreffen, wo er mit Gips und Lehm hantierte, oder an einem tafelförmigen Stück Rotsandstein ein Relief hervorzauberte. Und dichten konnte er selbstverständlich auch. Für den Scharfschützenverein Weidenbach hatte er ein Marschlied nicht nur gedichtet, sondern auch eine Melodie mit vierstimmigem Männerchorsatz und Klavierbegleitung geschrieben. Kein Kaninchenzüchterklub, keine Keglergesellschaft feierte einen Anlass, kein Tee bei den Damen der Honoratioren des Städtchens fand statt, kein Hochzeit wurde von Stapel gelassen, ohne dass der auserkorene und von sämtlichen Musen geküsste Karl der Grosse dabei war. Er konnte wirklich alles, abgesehen davon, dass er als vorzüglicher Unterhalter brillierte, stets die allerneuesten Witze wusste und tanzen konnte, als hätte er bei Terpsichoren selbst einen Kurs genommen. Eine Künstlernatur vom Scheitel bis zur Sohle war er, und er war sich dessen auch geziemend bewusst. Alle anderen Maler der engeren und weiteren Umgegend verlachte er als „Schlaargginen". Die Sänger und Musikanten waren seiner Meinung nach miserable Stümper, jedenfalls nicht wert, ihm die Schuhriemen aufzulösen. Die Bildhauer verachtete er nicht weniger; sie wären insgesamt gerade noch soviel wert, um Grabsteine zu fabrizieren, verkündete er höhnend und fügte bei: „Am besten ihre eigenen!" Am niedrigsten im Kurs standen bei ihm die Dichter. Jeder einigermassen intelligente Sekundarschüler, behauptete er, könnte bessere Romane schreiben; die Schmarren, die für die Theater abgefasst würden, verdienten die Druckerschwärze nicht! Von den Gedichten gar nicht zu reden, die sich die Hungerleider von den Zeitungen mit schwerem Geld bezahlen und von allerlei Stiftungen mit Preisen beweihräuchern liessen. Kritiker und Rezensenten kamen bei ihm auch nicht gut weg. „Möchtegerne" seien sie, himmeltraurige, „Verhinderte", die selber nichts könnten und sich aufs Beschnattern fremder Eier kapriziert hätten.

Dagegen war er von sich selber vollkommen überzeugt. „Wenn ich nur wollte!" sagte er. „Ich könnte meinen Bankdirektorposten von einem Tag auf den andern an den Nagel hängen und mich ganz einer Kunst widmen, irgendeiner, wurst welcher! — Ja, das versteht ihr nicht! Wer die künstlerische Ader wirklich in sich trägt, der braucht sich nur hinzusetzen! Gebt ihm einen Pinsel in die Hand, eine Schreibmaschine, einen Meissel, ein Klavier — und das Kunstwerk ist da! Schon Spitteler hat gesagt: ‚Die Vielen können nichts, der Eine nur kann alles!' — und so ist es. Haut einem die Hände weg — und er singt! Ja, irgendwie muss es heraus, was Göttliches in ihm steckt! Und wenn er seine Füsse als Hände gebrauchen müsste!"

„Warum denn," fragte ihn einmal eine seiner Anbeterinnen, das Fräulein Emmy von der Konditorei Dutly (beides mit ügregg, bitte!), „warum denn, lieber Herr Karl, geben Sie sich nicht ganz einer Kunst hin, oder meinetwegen zweien oder dreien? Eine solche Arbeit wäre doch nur ein Vergnügen für Sie, und Sie würden riesig und leicht Geld verdienen!"

Er schaute sie an wie ein Hahn die Hennen, wenn er einen fetten Graswurm verschluckt hat. „Erstens, meine schöne Verehrte, dichte und male und bildhauere ich niemals um schnöden Mammon! ‚Ich singe, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet!' — Ich will unabhängig sein vom Geldverdienst mit meinen künstlerischen Fähigkeiten! Dann bin ich frei, beziehungsweise nicht gezwungen, um Broterwerb etwas zu machen, das mir vielleicht im Moment nicht passte — Aufträge erfüllen usw., phu! — Und zweitens besteht eben die hohe Mission des Menschseins nicht darin, nur zum Vergnügen zu arbeiten. Eine Arbeit, die ein Vergnügen ist, ist keine Arbeit, sondern eine Lustbarkeit, die man eigentlich besteuern müsste. Nein, mein liebes Fräulein Emmy, ich finde es geradezu schandbar, dass es in unserem Lande und anderswo Menschen gibt, die das edle Handwerk der Kunstmeisterschaft dazu erniedrigen, Geld zu verdienen! So bin ich nicht! — ‚Die goldne Kette gib mir nicht, die Kette gib den Rittern, vor deren kühnem Angesicht der Feinde Lanzen splittern. Gib sie dem Kanzler, den du hast und lass ihn noch die goldne Last zu andern Lasten tragen!' — oder wie ich aus dem Stegreif sagen würde:

Warum das blaue Blümchen blüht,
Das Vöglein pfeift im Stillen?
Warum der Dichter singt sein Lied?
Nicht eitlen Goldes willen!

Das Blümchen blüht, das Vöglein singt,
Der Dichter dichtet Lieder,
Weil es dem Herrgott Ehre bringt
Immer und immer wieder!"

„Einfach fabelhaft sind Sie!" quittierte das Fräulein Emmy und blickte ihn so hingebungsvoll an, dass ihm angst und bange wurde.

Denn nur vor den Fräuleins wurde ihm angst und bange. Im Freundeskreise konnte er stundenlang davon erzählen, welche Kunststücke er schon habe anwenden müssen, um Junggeselle zu bleiben. Denn heiraten, das wollte er nicht, obschon er die schönsten Partien hätte machen können.

„Wenn schon," erklärte er, „ich in den heiligen Stand

der Ehe treten wollte, dann wäre dieser Stand ohne Kinderchen nicht vollkommen. Abgesehen davon, dass ich nicht zu jenen bequemen Eheleuten gehören möchte, die schmählicherweise dazu beitragen, dass unser Volk wegen Geburtenrückgang vergreist — ich habe halt Freude an Kinderchen! Jawohl — wenn es auf mich ankäme, ich würde am liebsten so ein arabischer Scheich sein mit siebenundzwanzig Frauen im Harem und hundert und mehr Kindern! — Aber ich kann es nicht verantworten! — Staunt mich nicht so an, es ist so! Bekanntlich degenerieren die Kinder der wahrhaft Grossen. So ist es mit der Familie Bach gegangen, um nur ein einziges Exempel zu nennen! Nein, und nochmals nein: ich, Karl Tschäppät, vulgo Karl von Bärfallen, tue solches meinem Nachwuchs nicht an!" und heroisch fügte er bei: „Er bleibe ungeboren!"

Und doch brachte ihn die Zuckerbäckerin zu Fall. Nicht die Emmy, wohl aber die Mutter Dutly.

Es fing mit besonders leckeren Torten an, die zu Dankesbesuchen verpflichteten. Wobei es der alte Drache so zu managen wusste, dass Karl der Grosse und Emmely auf dem roten Plüschsofa oft kürzere oder längere Zeit ganz allein blieben. Das Fräulein war, wie schon sein Name erraten lässt, ein ziemlich angriffslustiges Frauenzimmerchen und so begab es sich, dass einmal, als die Zuckerbäckerin unvermutet wieder in den Salon trat, die zwei jungen Leute in einer etwas verfänglichen Stellung sich befanden — und schon war die Gratulation der Mutter da, und der dickliche Herr Dutly, der das süsse Gekreische und Gackern seiner Ehehälfte wohl gehört haben musste, kam auch und schloss seinen geliebten Schwiegersohn ans Herz. Ehe Karl der Grosse es sich versah, war er verlobt und steckte in der Schlinge.

Und heute dichtet, singt, bildhauert, malt und komponiert Karl Tschäppät-Dutly nicht mehr. Warum? Er behauptet, das seien Kinderkrankheiten und eines richtigen Mannes unwürdig. Er verblümt seine Sprache nicht einmal mehr mit allerlei klassischen und eigenen Zitaten.

Dafür sieht man ihn jetzt mit einem doppelbreiten Kinderwagen im Städtchen und in den Anlagen herumkutschieren. Denn Karl ist Vater von Zwillingen geworden. Man sieht ihm seinen Stolz an, auch in dieser Beziehung Aussergewöhnliches geleistet zu haben — denn er ist überzeugt, dass die Ursache von Zwillingsgeburten am Vater liegt. Er sagt es in Freundeskreisen selbst: auch hier, wie in den Künsten, hat er seinen Mann gestellt und dem Namen eines „Grossen" Ehre gemacht!

Und wenn ihn jemand darnach frägt, oder wenn von einem Künstler und Dichter die Rede geht, dann verzieht er verächtlich die Mundwinkel und murmelt: „Wenn ich gewollt hätte...!" Hierauf blickt er auf seine zwei munter krähenden Sprösslinge und spricht lächelnd und wirklich herzlich: „Hier sind jetzt meine Musen!"

Aus der Reformationsgeschichte

(Korr.) Schon vor mehr als vier Jahrhunderten wirkte in Genf neben Farel *Jean Calvin* für die Reformation. Die beiden Reformatoren zogen sich jedoch so viele Gegner zu, dass sie 1538 die Rhonestadt verlassen mussten. Sie wandten sich nach Bern und Basel und nahmen an der Zürcher Synode teil. Calvin wurde Professor der Theologie und Pfarrer der französischen Refugianten in Strassburg. Wiederholt wurde er von den Landesbehörden an die deutschen Reichstage abgeordnet, um eine Einigung zwischen den Katholiken und Protestanten herbeizuführen. An diesen Zusammenkünften schloss er Freundschaft mit Melanchton. Trotz allen Anstrengungen der römischen Curie machte die Reformation in Genf grosse Fortschritte. Calvins Freunde gelangten an die Spitze des Rates und riefen ihn zurück, um die Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse durchzuführen. Am *3. September 1541* ritt Calvin wieder in die Stadt ein. Sein berühmtes Buch „Institutio christianiae religionis", das 1536 in Basel lateinisch herausgekommen war, erschien nun in französischem Druck. Bei aller Religiosität ging es oft hart auf hart. So wurde einer seiner Hauptgegner, der spanische Arzt Michel Servet, dem Feuertod überliefert. Von 1555 an waren die Calvinisten in Genf in der Mehrheit. Calvin gründete nun noch eine Akademie und wirkte bis zu seinem Tode im Jahr 1564 als eifriger Reformator. Er wollte aus Genf ein protestantisches Rom schaffen.

Unsere Konzerte

E. S. In einem eigenen Kammermusik-Konzert führte sich das neugegründete **Stefi Geyer-Quartett** (Zürich) in Bern ein. Unter der unaufdringlichen Führung der berühmten Geigerin ist mit Rudolf Baumgartner, Ottavio Corti und Eric Guignard ein Ensembel entstanden, das sich über gute Qualitäten ausweist. Zur Aufführung gelangten je ein Streichquartett von Mozart, Beethoven und Schulthess, deren Wiedergabe von grosser Einfühlung und künstlerischer, wie technischer Reife zeugte; das etwas herbe, eher robuste Spiel dürfte bei grösserer Oekonomie des Ausdrucks nur gewinnen und wäre wohl bei Kenntnis der Saalakustik auch vermeidlich gewesen. Die Aufnahme, die das Publikum den Gästen bereitete, war sehr herzlich. Es bleibt zu hoffen, dass das Stefi Geyer-Quartett Bern bald wieder seinen Besuch abstattet.

E. S. Das **Berner Kammerorchester,** unter Leitung von Hermann Müller, spielte letzten Samstag vier altdeutsche Tanzsätze von Staden, ferner vier Arien von Erlebach (Solist: **Erwin Tüller**) und ein Violinkonzert von Tartini (Solist: **Walter Zurbrügg**). Von Albert Möschinger wurde eine Tanz- und Liederfolge „Visions du moyen âge" uraufgeführt, die altfranzösische und lateinische Texte zu profanen und geistlichen Kompositionen kurzer, moderner Prägung verarbeitet, geistvoll und farbig gegensätzlich. Die Wiedergabe der Werke durch das Streichorchester, **Willy Tautenhahn,** Klarinette, und die übrigen Solisten, war sauber, präzis und eindrücklich. Das Berner Kammerorchester, das damit seinen Konzertzyklus beendet hat, wird im April die Ausführung der Bühnenmusik in Shakespeares MASS FÜR MASS im Stadttheater übernehmen.

wek. Als bedeutender Vertreter des französischen Musikschaffens um die Jahrhundertwende ist Gabriel Fauré anzusprechen. Anlässlich des 7. Kammermusik-Abends des **Berner Streichquartetts** wurde sein um das Jahr 1870 entstandenes Streichquartett op. 121 erstmals in Bern aufgeführt. Wenn auch zumal etwas bleich und angekränkelt, bieten die beiden ersten Sätze (Allegro moderato, Andante) einen Einblick in hauchzartes, empfindsames Kammermusikschaffen, um erst im letzten Allegro etwas nachzulassen. Die klangpoetische Interpretation war sehr sensibel. Ein Fund war die nachfolgende Serenade op. 25 für Flöte, Violine und Viola von Beethoven. Es wäre unrichtig, dieses Gelegenheitswerkchen mit spätern Kompositionen Beethovens vergleichen zu wollen, verleugnet es doch nie seine spezielle, höfische Atmosphäre, in der es entstanden sein muss. Auf eine muntere Entrata folgt ein entzückend variiertes Menuetto, ein ungarisch anmutendes Allegro, ein allerliebstes Andante con variazioni, ein spritziges Scherzo, um nach besinnlicher Einkehr heiter auszuklingen. Wenn auch etwas primitiv, verleugnet es nie den reizenden Serenadencharakter. **Edmond Defrancesco, Alphonse Brun** und **Walter Käg** ernteten lebhaften Beifall für die beschwingte und stilgerechte Gestaltung dieser selten gespielten Komposition. Einer besondern Beliebtheit erfreut sich Mozarts Jagdquartett (K. V. 458), so benannt nach dem einleitenden Dreiklangthema, welches das ganze viersätzige Werk bestimmt. Mit musikantischer Elastizität wurde das Quartett vorgetragen und mit spontanem Applaus quittiert. Für Kenner und Liebhaber war es ein guter Vorgeschmack für das bevorstehende Mozart-Kammermusikkonzert vom 8. Mai im Casinosaal.

Berner Liedertafel und **Uebeschichor** werden nächsten Samstag/Sonntag in der Französischen Kirche mit einem Liederkonzert aufwarten, auf das speziell hingewiesen sei. Leitung: Kurt Rothenbühler; Solistin: Elisabeth Gehri, Alt.